

# Sehnsucht im Bal Bavona

Autor(en): **Dutli-Rutishauser, Maria**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **41 (1937-1938)**

Heft 2

PDF erstellt am: **10.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-662642>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

### I dr Dimmerig.

Äs Obedrot lyt uf de Bärge;  
D' Nachtschatte chönd is Tal,  
Und d' Sunne, wien ä Cherzelüchter,  
Hangt höich im eb'ge Saal.  
Basunne us em Dörfli styged  
Die spote Räuchli übers Tach;  
Und Stimmli, wo im Lärme schwyged,  
Sä wärde jeh im Stillne wach.

Dur d' Pöfche köirt me 's Bächli rusche,  
Im Chappeli äs Zytli schlo,  
Im eig'ne Härz äs chlyses Töirli  
Äs wien ä schüchi Bluem usgoh.  
Wie eigi wird's eim i dr Dimm'rig,  
Wän d' Seel sich uf zuem Himmel schwingt  
Und neimewo am Chindebettli  
Ä Muetter ihres Liedli fingt.

Otto Hellmut Lienert.

### Sehnsucht im Val Bavona.

Von Maria Dutli-Rutishauser.

Im engen Val Bavona war es, daß ich die Emilia kennen lernte. Sie kam eben mit ihrem einzigen Besitz, zwei weißen Ziegen, von der vier Stunden entlegenen Alp heim. Weit ob S. Carlo hatte sie die Tiere geholt, und als mich die drei flinken Wanderer einholten, war der Weg so schmal, daß wir stehen blieben. Die Augen des ältlichen Mädchens und die Augen der Ziegen blickten mich alle gleich treuherzig an, und es war mir, es sei ein Stück Freundschaft und Vertrautheit, was sich da zu mir gesellen wollte in der Wildheit des felsigen Tales. Drum klopfte ich den Tierlein die schmalen Rücken und lächelte die Emilia an. Da war der Bund schon geschlossen — zwei Wegstunden wollten wir nun zusammen gehen, wir, die wir uns zum erstenmale im Leben begegnet waren.

Ich mußte erzählen, was mich in dieses dunkle Tal geführt habe. Die Emilia konnte lange nicht begreifen, daß man von so weit her reise, einfach um dieses Tal zu sehen. Es sei doch „niente di bello“, und verdienen könne man da drin ja nichts. Als ich sie fragte, ob sie denn das Tal nicht liebe und etwa auch auswandern möchte wie so viele andere, da schüttelte sie doch energisch den Kopf und sagte:

„Ich sage nichts gegen das Tal, und ich will nicht fort, denn ich muß auf etwas warten.“

„Auf eine Erbschaft?“ lachte ich.

Emilia wurde rot bis unters Kopftuch. Nein, nicht auf eine Erbschaft. Die rauhen Hände drehten verlegen am Stricke, daran die Geißen ließen. Sie sah mich nach einer Weile verschämt an, aber sie schwieg. So scheu schien sie mir nun, daß ich nicht wagte, weiter zu sprechen. Der Fluß rauschte an dieser Stelle auch gerade so laut und hätte meine Worte wohl mitgenommen, ohne daß die Emilia sie verstanden hätte.

Später wurden die Geißen störrisch. Sie spürten die Nähe der Heimat, sie machte die Tiere ungeduldig. Wir hatten nun ein Thema, das uns plaudern ließ, ohne allzu persönlich zu werden.

Wir waren bei der kleinen verfallenen Mühle angekommen. Emilia ging nicht weiter, sie kam mir auf einmal so störrisch vor wie ihre Tiere. Als ich sie fragend anschaute, sagte sie fast böse:

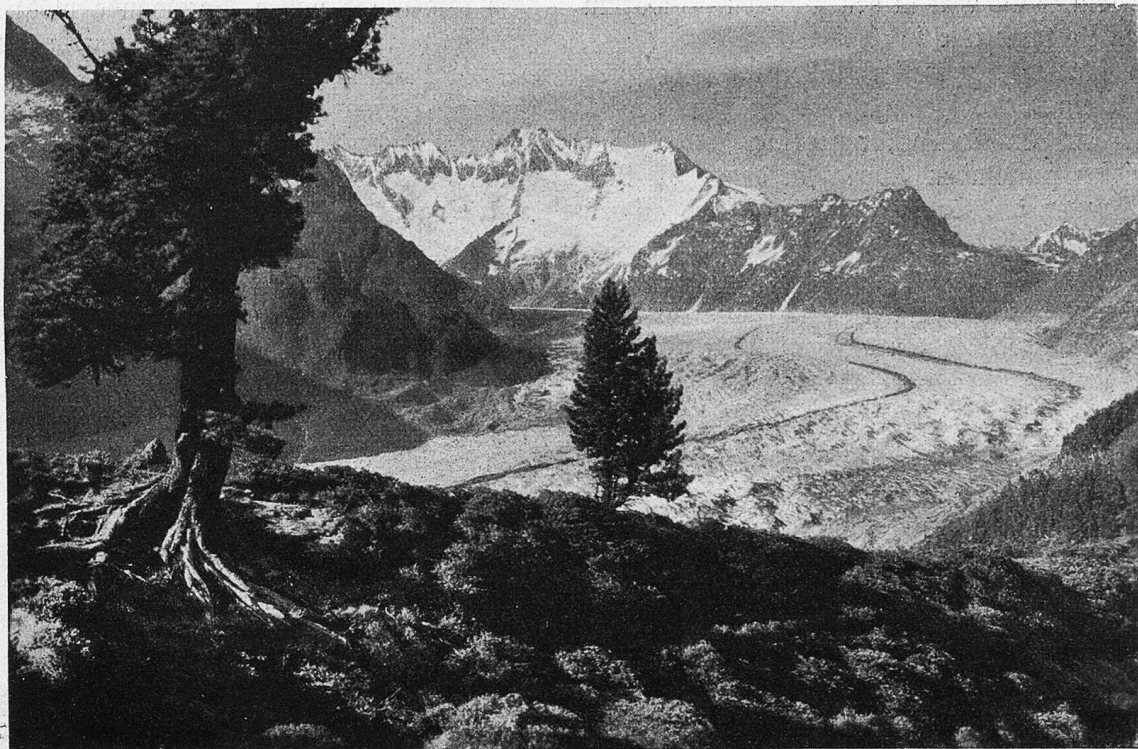
„Ma si, ich bin müde, Sie wohl auch, warum wollen wir da nicht ein wenig sitzen?“

Es klang wenig überzeugend, aber ich setzte mich neben Emilia auf die Felsenstiege und tat, als wollte ich weiter nichts als ausruhen.

Dann sprach Emilia plötzlich in das Schweigen hinein, das umfassen war vom Brausen des Flusses und vom Rauschen der Wettertannens ringsum.

„Nein, keine Credita, keine Erbschaft erwarte ich — wir sind im Val Bavona nicht an Geld und Gut gewohnt, als daß wir Jahre unseres Lebens dafür hingeben würden. Ans Glück auch nicht, denn es ist selten bei uns, wo die Männer alle auswandern müssen und die Mädchen alt werden, ohne daß einer sie begehrt. Meine Mutter — sie liegt daheim im Sterben, seit Tagen schon — sie hat zehn Kinder gehabt, aber eigentlich keinen Mann. Der Vater kam nur im strengen Winter heim — das Jahr hindurch hat sich die Mutter mit den Kindern und den paar Geißen durchbringen müssen. Ich habe eine Schwester, die das gleiche Los trägt — sieben hat sie jetzt, nächstens werden es acht sein! Ob das das Glück ist, von dem sie draußen am Lago maggiore so schöne Lieder singen?“

Seht, und man sollte meinen, wir würden zufrieden sein, wenn dieses Glück nicht zu uns



Aus dem Aletschwald.

Phot. Giger, Aelaboden.

kommt. Aber — ich muß es einmal jemandem sagen — es ist nicht so! Ich trag' doch die Sehnsucht in mir, mein Leben anders zu leben als jetzt. Cosa volete? Immer nur die kranke Mutter jammern hören und jedes Jahr zweimal die Capre holen droben auf der Alp Robiei — dio, das ist doch kein Leben. Polenta haben wir schon und formaggio auch — aber die Männer, die heimkommen von draußen, die erzählen uns von jener andern Welt, daß die Mädchen in bunten Röcken gehen und daß sie froh und jung bleiben, während wir hier im Tale schon von Jugend auf schwarze, lange Gewänder tragen und Lasten schleppen, die uns krumm und unschön machen. Glaubt Ihr, daß da manchmal der Wunsch kommt, fortzugehen? Doch wir würden ja nicht passen in jene Welt — wir verstehen es nicht, buntes Tuch zu tragen, man würde uns verlachen. Aber die Sehnsucht ist dennoch da — wißt — —."

Emilia schwieg. Sie zupfte mit der freien Hand ihr schwarzes Kopftuch zurecht. Ich sah, sie weinte. Aber sie schämte sich — ein armes, schwaches Lächeln verzerrete ihre Züge. Sie wollte aufstehen. Da hielt ich sie sanft zurück. Irgend etwas mußte ich doch sagen — —.

„Emilia, seht, die Welt draußen ist nicht das,

was Ihr glaubt. Sie enttäuscht — sie ist ungerecht. Das gute Leben ist nur ein Ersatz für den Frieden, den sie allen raubt, die in ihr Geld und Glück suchen. Glaubt mir, daß Tausende sich nach der Stille dieser Täler sehnen, daß sie hier zufrieden und froh sein könnten!"

Das alternde Mädchen machte eine müde Bewegung. Und plötzlich — ich erschrak vor der Glut, die in den sonst so stillen Augen brannte — griff sie nach meinem Arm. Schmerzhaft war ihr Druck, schmerzhaft die Worte, die sie stoßweise sprach:

„Versteht Ihr immer noch nicht? Soll ich nicht haben, was andere haben? Ein klein wenig Glück? Ihr wißt nicht, wie entsetzlich das ist, alt zu werden, ohne gelebt zu haben — wir haben schließlich auch ein Herz in der Brust, nicht nur Ihr, die Ihr draußen zu Locarno vom sposo erwartet werdet. Seht, darauf warte ich, daß irgend etwas sich ereignet, daß einer der Talburschen heimkommt und mich ansieht, mir ein liebes Wort sagt. Glaubt mir, daß das weh tut, wenn man eine Schar Geschwister hat aufziehen müssen, Brüder, die später kaum mehr wissen, wo das Val Bavona liegt — und die Männer gehen alle fort und heiraten die Mädchen mit den hellen Augen von draußen. Sagt mir nicht,

es sei kein Glück dort in den Städten — warum würden sie sonst alle fortbleiben?"

Ich schwieg. Eigentlich wollte ich widersprechen. Mein Schweigen paßte nicht zum Troste, den ich der Emilia vorhin gegeben hatte. Aber vor diesen funkelnden Augen, in denen die Not aller Frauen des Tales zu liegen schien, erstarb mir jedes Wort. Ich fühlte, daß da nicht nur die Emilia litt, sondern mit ihr das ganze sterbende Volk der Täler ringsum. Und ich hätte mit dem armen Mädchen weinen mögen, hätte sie umarmen wollen, um ihr zu zeigen, wie sehr ich sie verstand. Aber wir Menschen des Nordens können das nicht, nicht einmal dann, wenn wir spüren, daß nebenan ein Mensch mit seiner ganzen Seele darnach hungert.

Wir gingen dann weiter. Der Abend senkte sich kühl schattend über die herbstliche Landschaft.

Wir kamen die nahen Bergwände plötzlich unheimlich vor, und es graute mir vor den kleinen, elenden Hütten, die das Dörflein bildeten, das Emilias Heimat war. Mir schien, das Elend schaue aus den blinden Fenstern. Die Frauen, die uns begegneten, grüßten still und freundlich, doch in ihren welken Zügen lag die stumme Anklage gegen das Schicksal, das sie einsam machte. Nur die Kinder, die fröhlichen, schwarzen Kinder von Cavernio sprangen uns lachend entgegen. Mir taten sie wohl — vielleicht aber zerriß ihr Lachen von neuem Emilias Seele.

„Buona notte“, sagte sie einfach, nachdem ich ihre Einladung, in ihrem Häuschen zu Abend zu essen, abgelehnt hatte.

„Sì, buona notte, Emilia!“

Wir hatten beide nasse Augen — aber das kommt manchmal so, wenn man Abschied nimmt.

### Herbstgang.

Ich habe mich ins freie Feld verloren,  
der Wind jagt mir den Tau um Schopf und Ohren,  
sein wildes Brausen um den Hochwald gellt.  
Die Tannen wiegen sich mit Haupt und Hüften,  
es fegt durch Stoppeln, steigt empor an Klüften,  
in blauen Schleiern tanzt der Herbst von Feld zu Feld.

Die Wolkenherden kommen grau gezogen,  
umgehn das Dorf in einem weiten Bogen,  
das grünverdunstet in der Sonne träumt.  
In meinen Sinnen duftet's wie in Scheuern,  
ich seh mich gleich dem braunen Grund erneuern  
und fühle, wie der Föhn in meinen Adern schäumt.

O weite Flur, du Garten aller Gärten,  
o Pfad und Feldweg, schönste aller Fährten,  
wohl, wer mit euch lebt, ist der Erde Sohn.  
Er wird im Frühling gläubig wissend pflügen,  
im Herbst beut ihm der Erde Frucht Genügen,  
denn Ernte ist der Mühlen allerschönster Lohn.

Julius Zerfaß.

### Der Letzte der Combaz.

Von Edgar Chappuis.

Auf und ab, in regelmäßigem Gleichtakte hob und senkte sich die schwere Hacke. Wenn sie oben zwischen Himmel und Erde schwebte, erglänzte sie im scheidenden Lichte des Tages. Wenn sie niedersaupte, fraß sie sich in die harte, trockene Erde des Weinberges ein, lockerte sie und brachte neues Leben in den durch den langen Winter steif gewordenen Grund. Immerzu bligte es bald auf, bald wieder klang das Eindringen des Stahls, der beim Niedersausen auf hartnäckige Steine sprang, daß es ein dumpfes Klirren gab.

Franz Ludwig de la Combaz, der bald Achtzigjährige, schaffte noch wie ein Junger. Seit dem frühen Morgen befand er sich hier auf seinem Grund und Boden, auf seinem geliebten

Weinberg, hoch über dem blauen Genfersee, und nur über die Mittagsstunde hatte er sich zu einem lärglichen, kurzen Imbiß ins Haus begeben, um nachher sofort wieder das Land zu bearbeiten.

Die Sonne brannte ihm auf den gekrümmten Rücken, schien ihm in die dunkeln, von buschigen Brauen überschatteten Augen, ließ den Schweiß durch sein weißes, spärliches Haar über die von Wind und Wetter gebräunten Wangen rinnen; doch das alles focht ihn nicht an. Er war noch rüstig und gesund. Es war ja die schöne Heimat, in der er stand, umgeben von See und Bergen, über ihm das leuchtende Blau des Himmels, zu seinen Füßen der weite, lichte See mit seinen hellen Dampfem und zierlichen Barken, die wie